

«Unsere Städte verkommen zu architektonischen Lunaparks»

Quartiere und Landschaften in der Schweiz werden oft verschandelt, weil die Planung an der Grundstücksgrenze aufhört. Wie man es besser machen könnte, erklärt Architekt Vittorio Magnago Lampugnani. **Interview: Gerhard Mack**

NZZ am Sonntag: Zürich gilt als zwingliansche Stadt. Aber wenn man in den Quartieren herumspaziert, erlebt man ein bauliches Durcheinander. Womit hat das zu tun?

Vittorio Magnago Lampugnani: Ja, man trifft auf unerfreuliche Kollisionen von Gebäuden. Sie entstehen durch die Möglichkeit, auf einem Grundstück, das man besitzt, weitgehend frei zu bauen, was man möchte.

Erlässt die Politik zu wenige Richtlinien?

Man macht es sich zu einfach, wenn man die ganze Schuld der Politik zuschiebt. Auch wir Architekten entwickeln nicht genügend überzeugende Modelle für ein zeitgemässes, verdichtetes und angenehmes Zusammenwohnen in der Stadt.

Die ETH ist eine der weltbesten Architekturschulen, und Sie sagen, die Architekten lassen sich zu wenig einfallen. Woran liegt das?

Es liegt daran, dass unsere Aufmerksamkeit sich immer auf das Einzelobjekt richtet. Man hat schöne Häuser zu bauen. Das können wir auch - zumindest einige von uns. Die Kunst des Städtebaus, diese Häuser zu Ensembles und Quartieren zusammenzubinden, ist jedoch verantwortungslos vernachlässigt worden.

Das Zürcher Hochschulquartier ist ein aktuelles Beispiel. Viele befürchten, dass das Quartier durch die neuen Spitalbauten zerstört wird. Was kann man tun, um diesem Quartier auch in die Zukunft Lebensqualität zu geben?

Zum Hochschulquartier möchte ich mich nicht äussern. Ich hatte mit Kollegen selbst einen Vorschlag gemacht, wir wurden aber nicht genommen. Es ist immer schwierig, wenn der Verlierer sich zu Wort meldet. Was ich sagen kann: Die Planung des Hochschulquartiers hätte als Gesamtplanung angelegt werden müssen. Stattdessen werden einzelne Bauten entworfen, die man nachträglich zusammenzubinden versucht. Der ganze Prozess könnte auch transparenter ablaufen.

Also Bürgerbeteiligung?

Es geht hier nicht nur um ein Quartier, es geht um Zürich. Die Stadt wird ein anderes Gesicht erhalten. Da sollten die Zürcher wissen, was auf sie zukommt, und auch die Möglichkeit haben, ihre Stimme zu erheben.

Wie müsste das Quartier geplant werden?

Man müsste es so entwerfen, wie man seit über 3000 Jahren und bis zum 20. Jahrhundert Städte entworfen hat: Indem man zuerst ein System aus Strassen und Plätzen, also die öffentlichen Räume, zeichnet und dann die restliche Fläche in Parzellen aufteilt und bebaut. Heute ist es genau umgekehrt. Man macht zuerst die Parzellen, und dann muss jemand, in der Regel ein Landschaftsarchitekt, schauen, wie er mit den Resträumen zurechtkommt. Das ist der falsche Weg.

Ist das ein Schweiz-Problem?

Es ist in der Schweiz besonders tragisch, weil es in diesem Land eine hochentwickelte Planungskultur und viele gute Architekten gibt und es trotzdem nicht wirklich funktioniert. Aber das Problem ist global. Wenn die Planung an den Grundstücksgrenzen endet, kann man kein Stück Stadt schaffen.

Sie haben oft betont, dass Stadt Gesellschaft spiegelt. Macht der monetäre Liberalismus unserer Tage Stadtplanung heute unmöglich?

Ich bin grundsätzlich Optimist und davon überzeugt, dass es Wege gibt. Ich glaube allerdings auch, dass unsere Städte zu architektonischen Lunaparks verkommen, wenn es weiterhin jedem Grundeigentümer freigestellt ist, mit seiner Parzelle zu tun, was er will, und solange die Wertsteigerung der Grundstücke sich so unkontrolliert fortsetzt.

Diese Kontrolle müsste die Politik leisten. Wie kann die Stadt oder der Staat eingreifen?

Zuallererst müssten die immensen Wertsteigerungen von Grundstücken in den Städten - in Zürich zwischen 400 und 1000 Prozent in 40 Jahren - eingedämmt werden.



«Ich sage nicht, dass Hochhäuser in der Stadt nicht akzeptabel sind»: Pfingstweidstrasse in Zürich-West. (14. Februar 2018)

Dichte Zentren

2-3

So hoch ist in Zürich die höchste Ausnutzungsziffer, das Verhältnis der Nutzfläche der Gebäude zum Grundstück. Diese Dichte prägt die Altstadt.

4-5

ist die Kennziffer für die Dichte im historischen Zentrum Roms, das wegen seiner urbanen Atmosphäre geschätzt wird.

Sie sind nicht nur ungerecht, sie führen auch dazu, dass unsere Städte zu teuer werden. Die schwächeren Einkommenschichten und sogar das mittlere Bürgertum werden aus den Städten vertrieben. Dafür werden die Häuser von Superreichen gekauft, die gar nicht darin wohnen wollen, sondern nur Investitionsobjekte suchen und diese oft nicht einmal vermieten. Die Städte werden zu grossen Sparbüchern, entleeren sich und verlieren ihre kleinteilige Infrastruktur, von den Kindergärten bis zu den Geschäften. Alles, was wir an der europäischen Stadt lieben und was sie zu einem globalen Erfolgsmodell macht, geht verloren.

Wie gehen Sie als Architekt damit um? Sie haben in Wallisellen ein Quartier entworfen.

Wir hatten beim Richti-Areal zwar auch ein Grundstück, auf dem wir nur bis zu den Eigentums Grenzen planen durften, aber es war immerhin gross genug, nämlich etwa sieben Hektaren, um ein kleines Quartier zu bauen. Sonst versuchen wir, die öffentlichen Räume einzubeziehen oder neue zu schaffen, wie etwa beim Geschäftshaus am Schiffbauplatz.

Kann Architektur nur Stadtrepuratur sein?

Ja, weil wir eingebunden sind in ein System, das den grossen Atem des Städtebaus nicht mehr ermöglicht. Das ist den ökonomischen Verhältnissen und der Macht des Eigentümers geschuldet. Das andere ist, dass es helfen würde, wenn die öffentliche Hand, das Amt für Städtebau, eingreifen dürfte. Es gibt einen hübschen Satz von Marc-Antoine Laugier, dem wohl bedeutendsten Architekturtheoretiker des 18. Jahrhunderts. Er sagt: Die Stadt muss vielfältig sein, weil nur was Abwechslung in unsere Vergnügungen zu bringen vermag, uns auch wirklich gefallen wird. Dann sagt er aber

“

Mitten in dieser schönen Schweizer Landschaft stehen unsägliche Klötze herum, und man fragt sich: Wie konnte das geschehen?

auch, dass die Gestaltung der Fassaden der Häuser nicht den Launen ihrer Besitzer überlassen werden dürfe.

Sie haben vor dem Richti den Masterplan für Novartis entworfen. Nach welchen Leitlinien?

Zuerst haben wir die öffentlichen Räume entworfen, Strassen und Plätze, und dann geschaut, dass dazwischen Parzellen entstanden, auf denen vernünftige Labor- und Bürohaustypen möglich waren. Dann haben wir versucht, die Architekten dazu zu bewegen, dass sie Gebäude zeichnen, die das haben, was ein englischer Kritiker aus den zwanziger Jahren, Trystan Edwards, in seinem Buch «Good and Bad Manners in Architecture» als gute Manieren beschrieben hat: Die Häuser müssten so sein wie wohl-erzogene Menschen. Wann haben Menschen gute Manieren? Wenn sie aufeinander zugehen, wenn sie einen Dialog pflegen, wenn sie zuhören, wenn sie Rücksicht üben. Das macht eine gute Gesellschaft und auch eine gute Stadt aus. Bei den Stararchitekten in Basel war unser Erfolg bescheiden. Beim Richti ging es wesentlich besser.

Sie erwähnen historische Beispiele. Kennen Architekten heute die Geschichte zu wenig?

Wir können nicht die Städte und Stadtelemente der Vergangenheit nachahmen, das würde nur Attrappen hervorbringen. Aber wir können, ja wir müssen die Prozesse verstehen, die jene Stadtelemente hervor-gebracht haben, die uns gefallen und die erfolgreich sind. Sie sind Lehrstücke für die Übertragung der Bedürfnisse des menschlichen Lebens in gebaute Formen.

Kann man die Verdichtung unserer Städte mit historischen Modellen bewältigen?

Die höchste bauliche Dichte, also das höchste Verhältnis von Nutzfläche der Gebäude zum Grundstück hat in Zürich die Altstadt. In meinen Augen ist sie auch ein wunderbares Modell einer städtischen Bauweise. Aber es gibt auch weniger extreme Beispiele. Der Kreis 4 um Bäckeranlage und Josefswiese, sogar der Kreis 6 sind Quartiere mit einer durchaus respekablen Dichte.

Ist das ein Plädoyer gegen Hochhäuser?

Es ist ein Plädoyer gegen die Pawlow'sche Verbindung von Dichte mit Hochhäusern. Wir können ohne Hochhäuser sehr dicht bauen. Ich sage damit nicht, dass Hochhäuser in der Stadt nicht akzeptabel sind.

Aber man muss sie mit Bedacht und nur an bestimmten Orten einsetzen, weil öffentliche Räume um Hochhäuser schwierig sind.

In Zürich werden immer neue Wohntürme gebaut. Ist das sinnvoll?

Die Frage kann man nur beantworten, wenn man sie in eine grosse Vision für die Stadt einbettet.

Wie sähe die denn aus?

Eine grosse Vision lässt sich nicht aus dem Ärmel schütteln. Jedenfalls scheint sie mir zu fehlen. Und sie wäre dringend nötig: für jede Stadt, nicht nur für Zürich.

Bei Projekten wie der Europaallee sicherlich.

Über die Europaallee lässt sich streiten, aber sie ist immerhin ein Ensemble. In sich ist sie städtebaulich schlüssig. Im Gesamtkörper Zürich ist sie freilich ein Fragment.

In Zürich-West ist das auch nicht besser.

Ja, das zieht es einem die Schuhe aus. Ein Sonntagsspaziergang durch Zürich-West war eins meiner städtebaulichen Schlüsselerelebnisse. Das andere hatte ich bei einer Autofahrt durch die Hügel auf der Nordseite des Zürichsees. Da stehen mitten in dieser schönen Schweizer Landschaft unsägliche Klötze herum, ohne Sinn und Verstand, und man fragt sich: Wie konnte das geschehen?

Woran liegt das? Da steckt doch viel Geld drin.

Durchaus: luxuriös und scheusslich. Alle Versuche, sie in eine Struktur zu bringen, scheitern. Dabei haben die historischen Dörfer eine wunderschöne Struktur. Aber anders als die Bauern, die sie damals geschaffen haben, wollen die meisten zeitgenössischen Bauherren nur möglichst viel Abstand zum Nachbarn. So ergeben sich keine Räume.

Wie sehen die Städte hier in zehn Jahren aus?

Das hängt davon ab, ob man etwas tut oder nicht. Zürich ist eine schöne Stadt, in der ich sehr gerne lebe. Es ist aber auch fragil, weil die schönsten Quartiere, in denen alle gerne wohnen, von Kreis 6 bis Hotttingen, Gefahr laufen, durch rücksichtslose Neubauten ihren Charakter zu verlieren. Das wäre eine grosse Einbusse. Zürich ist auch deswegen eine wirtschaftlich so erfolgreiche Stadt, weil es so attraktiv ist. Aber auch dessen ungeachtet: Wir sollten uns Schönheit durchaus auch etwas kosten lassen.

Vittorio Magnago Lampugnani



Der 1951 in Rom geborene Stadtwissenschaftler lehrte von 1994 bis 2006 Geschichte des Städtebaus an der ETH Zürich. Er arbeitet auch als Architekt. Als Autor und Berater hat er die Architekturdiskussion der letzten Jahrzehnte wesentlich mitgeprägt. Zuletzt ist von ihm das Standardwerk «Die Stadt von der Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert» erschienen (Wagenbach, 2017, 416 S., über 350 Abb., Fr. 107.–). (gm.)